

Elke Janssen (EJ):

Herzlichen Dank an Sie alle als Kirchengemeinde Tiergarten für die Einladung und die Möglichkeit hier heute zu sprechen.

Wir erleben es immer noch nicht als selbstverständlich, dass Menschen mit Beeinträchtigung in der Öffentlichkeit zu Wort kommen, dass sie gehört werden.

Wir freuen uns, dass das heute anders ist.

Wir kommen von der Lebenshilfe Berlin.

Wir sind für Menschen mit geistiger Beeinträchtigung und ihren Familien da und das in ganz unterschiedlichen Bereichen.

Wie es uns in der Pandemie bisher ergangen ist und wie es uns geht, möchten wir heute aus verschiedenen Blickwinkeln beschreiben.

- Aus der Sicht der Menschen mit Beeinträchtigung
- Aus der Sicht der Angehörigen
- Aus der Sicht der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen

Was wir beschreiben sind natürlich nur Schlaglichter und einzelne Stimmen. Die meisten stammen aus der Zeit des ersten Lockdowns.

Sascha, du wolltest anfangen zu erzählen, oder?

Sascha Ubrig (SU):

Ich heiße Sascha Ubrig. Ich bin hauptamtlicher Interessenvertreter der Lebenshilfe Berlin.

Das bedeutet, dass ich dafür Gehalt bekomme, wenn ich mich für die Interessen von Menschen mit Beeinträchtigungen einsetze.

Ich möchte euch heute erzählen,

wie es mir in der Zeit des Lockdowns ergangen ist:

Ich war im Home-Office.

Ganze 7 Wochen war ich zu Hause.

Das war für mich überhaupt nicht gut.

Die Regierung hat gesagt, wir sollen zu Hause bleiben.

Nur wenn es nötig ist, sollen wir einkaufen gehen.

Und wir können Spazieren gehen.

Aber ich bin nur Einkaufen gegangen.

Danach habe ich mich immer für zwei Tage zu Hause eingesperrt.

Mit meiner Betreuerin habe ich mich nur draußen getroffen.

Wir haben Abstand gehalten und uns über meine Sorgen unterhalten.

Und danach habe ich mich wieder eingesperrt.
Weil ich mich schützen wollte.
Das ist mir auf den Magen geschlagen.
Ich habe Angstzustände bekommen.
Es war so schlimm, dass ich fast den Krankenwagen gerufen hätte.
Ich hatte richtig Angst.
Das Thema Corona kann ich langsam nicht mehr hören.
Das macht mich fertig. Das ist auf meine Psyche gegangen.
Ich habe Kopfdruck bekommen.
Ich konnte nicht richtig essen und habe abgenommen.
Nur durch meine Betreuerin habe ich die Ängste
ein bisschen in den Griff bekommen.
Ich denke, ich brauche ein halbes Jahr,
damit ich wieder der werde, der ich einmal war.
Ich brauche jemanden zum Sprechen.
Ob es eine Betreuerin ist oder eine Kollegin
Irgendwann dachte ich mir damals,
es ist besser mich abzulenken.
Dann bin ich wieder arbeiten gegangen.
Ich hoffe, dass das bald besser wird mit meiner Psyche und meinen Ängsten.
Das war meine Geschichte darüber.
Ich weiß auch, dass es nicht nur mir so ging.
Auch vielen anderen Menschen mit Beeinträchtigung.
Wenn ich darüber rede,
möchte ich anderen Menschen Mut machen.
Vielen Dank, dass Sie mir zugehört haben.

EJ: Sascha, du wohnst alleine. Bei uns wohnen auch Menschen in Wohnstätten
oder Wohngemeinschaften. Sie leben in großen oder kleinen Gruppen.
Sie konnten plötzlich nicht mehr arbeiten gehen,
konnten aber noch viele Dinge gemeinsam machen.
Genau wie du haben sie ihre Arbeitskollegen und Kolleginnen vermisst und oft
auch ihre Familien. Aber sie waren nicht so alleine mit all dem wie du.

SU: Ja, und dann gibt es auch Menschen,
die einen hohen Unterstützungsbedarf haben.
Es ist mir besonders wichtig, dass wir die nicht vergessen.

EJ: Ja, da habe ich eine Geschichte.

Sie ist nicht bei der Lebenshilfe passiert, aber das ist nicht so wichtig.

Sie ist ein bisschen länger. Damit ich nichts Wichtiges vergesse, lese ich sie vor.

Es geht um einen Bruder und eine Schwester.

Beide sind erwachsen.

Nennen wir sie Paul und Lara.

Lara ist 46 Jahre alt.

Sie ist im Alltag rund um die Uhr auf Unterstützung angewiesen.

Sie lebt seit vielen Jahren in einem Wohnheim für Menschen mit Behinderung.

Sie spricht nicht.

Mit Mimik und Gestik sagt sie, was sie möchte.

Sie bewegt sich sehr gerne, ist interessiert an ihrer Umwelt und ist sehr zufrieden – wenn alles so ist, wie sie es kennt.

Paul ist ihr großer Bruder.

Er ist nach dem Tod der Mutter in das Elternhaus gezogen.

Er wollte in Laras Nähe wohnen.

Dann konnte Lara am Wochenende regelmäßig in ihre vertraute Umgebung zu Besuch kommen.

Als sich nun abzeichnete, dass ein gegenseitiger Besuch in Zeiten der Corona-Pandemie im Wohnheim nicht mehr möglich sein wird, wollte Paul verhindern, dass seine Schwester und er sich über Wochen, vielleicht Monate gar nicht sehen würden.

- Sie müssen dazu wissen, Lara kann nicht telefonieren, auch nicht mit Video.

Paul holte Lara zu sich.

So wohnte Lara nun im Haus ihres Bruders

– aber ihr fehlte dort ihre gewohnte Tagesstruktur.

Für Paul bedeutete das:

morgens Lara aus dem Bett holen,

mit ihr frühstücken,

mit ihr eine Runde spazieren gehen,

dann doch auch wieder selbst arbeiten.

Und immer wollte er dabei auch Laras Bedürfnissen gerecht werden.

Seine Frau unterstützte ihn dabei.

Da sie jedoch als Krankenschwester arbeitet,

war sie viel außer Haus.

Nach einiger Zeit wurde Paul immer deutlicher,
dass er die Unterstützung für Lara nicht mehr allein leisten konnte.
Er holte sich Unterstützung bei der Tagesförderstätte von Lara.
Sie unterstützte – nach einigen Diskussionen – Lara zu Hause.

Am Ende der Zeit des Lockdowns überlegte Paul,
wann er seine Schwester wieder zurück in ihr Wohnheim bringen könnte.
Zwar nahm das gesellschaftliche Leben wieder Fahrt auf,
in den Wohnstätten galt aber immer noch,
dass Besuch nicht oder nur sehr eingeschränkt möglich war.
So wartete Paul noch weitere Wochen ab.
Nach fast drei Monaten zog Lara wieder zurück in die Wohnstätte.
Paul ist froh, dass er die Möglichkeit hatte und die Entscheidung getroffen hat,
Lara in dieser besonderen Zeit bei sich wohnen zu lassen.
Gleichzeitig empfindet er, dass er in seiner Situation und mit seinen Nöten in
dieser Zeit wenig gesehen wurde.

Die Besuchsverbote bedeuteten für Familien also,
dass sie ihre Angehörigen rund um die Uhr betreuen mussten
oder sie für Monate überhaupt nicht sehen konnten.

Es gab auch die andere Möglichkeit:
Eine Mutter hat mir zum Beispiel erzählt:
„Unser Sohn ist Anfang 20 und lebt in einer Wohngemeinschaft.
Er kommt jeden Sonntag zum Frühstück zu uns.
Während des ersten Lockdowns mussten wir uns entscheiden.
Bleibt er in der Wohngemeinschaft oder wohnt er die ganze Zeit bei uns?
Er hat sich schließlich für die WG entschieden.
Mein Mann hat ihm kleine Dinge über den Gartenzaun vorbeigebracht.
Für mich als Mutter war es nicht leicht, dass ich ihn nicht mehr treffen konnte.“

SU: Ja, das stimmt.

Für Menschen mit Beeinträchtigung war es auch nicht leicht,
wenn sie ihre Eltern nicht mehr sehen konnten.
Ihnen fehlte die Nähe, das Einfühlsame oder die Umarmung.

EJ: Sag mal Sascha, was macht die Pandemie eigentlich so besonders für Menschen mit Beeinträchtigung?

SU: Viele Dinge sind für uns schwer zu verstehen.
Die Dinge werden für uns kompliziert erklärt.
Die Leichte Sprache fehlt oft, auch online.

Menschen mit Beeinträchtigung brauchen oft länger,
bis sie etwas verstehen.
Zum Beispiel: Warum soll ich jetzt eine Maske tragen?
Oder warum soll ich jetzt Abstand halten?

Menschen mit Beeinträchtigung brauchen oft Körperkontakt bei der Pflege.
So gibt es Schwierigkeiten beim Abstandhalten.

Teilweise haben Menschen mit Beeinträchtigung Vorerkrankungen.
Sie haben ein höheres Risiko, dass die Krankheit schwer verläuft.

Oder so was Einfaches wie: Viele von uns haben keine Kreditkarten.
So können wir nicht online Karten kaufen,
wie zum Beispiel für das Schwimmbad, das Theater oder das Kino.

EJ: Ich möchte auch noch etwas dazu sagen.

SU: Was denn?

EJ: Ich möchte hier ein Zitat voranstellen.
Das kommt aus einem Papier zu dem Thema.
Eine Bewohnerin einer Wohnstätte hat dort gesagt: „Vergesst uns nicht“
Das war auch unsere Erfahrung zu Beginn der Pandemie.
Wir beobachten die Nachrichten.
Schnell wird klar: Man spricht von Krankenhäusern und Pflege- und
Altenheimen.
Wohneinrichtungen für Menschen mit Beeinträchtigung werden vergessen.
Wieder einmal.

SU: Stimmt, so ist das immer. Wir werden vergessen.

EJ: Ja, wir waren entsetzt.

Immer noch scheinen Menschen mit Beeinträchtigung unsichtbar zu sein oder gesellschaftlich verdrängt zu werden.

Da wünschen wir uns, dass Menschen mit Beeinträchtigung immer mitgedacht werden.

Übrigens über die Arbeit in den Wohnstätten und Wohngemeinschaften wird auch nicht gesprochen. Auch hier wurde in der Zeit des Lockdowns weitergearbeitet, genauso wie in Alten- und Pflegeheimen.

Umso schöner, dass wir hier heute sprechen dürfen.

SU: Du wolltest auch noch was zu den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen sagen.

EJ: Stimmt, da habe ich drei schöne Beispiele:

Kollegen und Kolleginnen aus einer Einrichtung mit Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf haben selbst schon vor dem Lockdown ihre Kontakte eingeschränkt.

Niemand hat gesagt, dass sie das tun sollen.

Sie sind für die Menschen, die sie unterstützen, auf's Fahrrad umgestiegen.

Sie wollten, die Menschen schützen, für die eine Corona-Infektion schwere Folgen haben kann.

Oder: Eine Gruppe von Kollegen und Kolleginnen hat ihren Treffpunkt zu einer Küche gemacht. Jeden Tag haben sie Mittagessen an alleine wohnende Mitglieder geliefert.

Oder: Unsere Förder-Gruppen waren zu.

Die Kollegen, die dort arbeiten, hatten keine Arbeit.

Sie haben die anderen in der schweren Zeit unterstützt.

Sie haben zum Beispiel die Wäsche gemacht oder gekocht.

Und all das ganz unkompliziert.

Und sonst:

Uns hat sehr bewegt, dass wir im Frühjahr auf einen Aufruf hin unzählige Maskenspenden erhalten haben, als es weit und breit keine Masken gab.

Zum Schluss möchte ich noch einen Kollegen mit Down-Syndrom zitieren:

„Diese Videokonferenzen nerven langsam, ich will euch endlich wieder richtig sehen, so zum Anfassen. Blöd, dass wir nicht mehr knuddeln können.“

Ich denke, das geht uns allen so und so wirft uns Corona auf die uns gemeinsame Menschlichkeit zurück.

SU: Noch mal vielen Dank, dass Sie uns eingeladen haben.